

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Hans Gál
Richard Wagner
Versuch einer Würdigung

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Einleitung	7
----------------------	---

DAS LEBEN EINES ABENTEURERS

Kindheit und Jugend	9
Die Notjahre	15
Der Königlich Sächsische Hofkapellmeister	25
Das Exil	39
Der Wanderer	58
Auf stolzer Höhe	69

DER MENSCH UND SEIN WERK

Die Doppelnatur	93
Geld, Schulden, Luxus	111
Der Dichterkomponist	120
Das Phantom des Gesamtkunstwerks	137
Die ewige Oper	172

ANHANG

Verzeichnis seiner Werke	189
Bibliographische Notiz	192
Verzeichnis der erwähnten Personen und fremden Werke	194

Einleitung

*Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.*
Schiller

Niemals hat ein Künstler in solchem Maße die Öffentlichkeit in Atem gehalten wie Richard Wagner. Die Wellen des Streites um ihn sind noch jahrzehntelang nach seinem Tode nicht zum Stillstand gekommen. Die Literatur, die dem Kampf für und wider ihn gegolten hat, füllt eine Bibliothek. Eine kaum übersehbare Menge von Biographien und Monographien liegt vor, und es gibt kaum ein wichtiges oder unwichtiges Ereignis aus seinem Leben, das nicht untersucht und dokumentiert worden wäre. Was an Briefen von seiner Hand erreichbar war, ist veröffentlicht worden. Dazu hat Wagner für reiches autobiographisches Material gesorgt, von einer Skizze aus der Zeit des ›Rienzi‹ in Dresden (1842) bis zu dem großen Memoirenwerk ›Mein Leben‹ (1870), das leider nur bis zu der entscheidenden Schicksalswende des Jahres 1864 reicht, aber trotz dieser Einschränkung die wertvollste Quelle ist, was Wagners innere und äußere Entwicklung anbelangt. Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß dieses Werk unter Zensur zustande gekommen ist: Wagner hat es Frau Cosima von Bülow in die Feder diktiert, zu der er damals bereits in engen Beziehungen stand und die bald darauf seine Gattin geworden ist, und er hat aus Rücksicht auf diese Sekretärin allerhand zu verschleiern oder zu unterdrücken gehabt, wie etwa die näheren Umstände der Wesendonck-Episode in Zürich. Cosima, Tochter Liszts, um vierundzwanzig Jahre jünger als Wagner, den sie lange überlebt hat, sehr begabt, ehrgeizig, energisch und mit begreiflicher Unbefangenheit um

die Größe und den Ruhm ihres verewigten Gatten besorgt, hat rücksichtslos verschwinden lassen, was ihr, aus welchen Gründen immer, nicht zu dem von ihr gewünschten Bilde zu passen schien. Noch heute muß »Wahnfried«, die Villa der Familie Wagner in Bayreuth, allerhand an Tagebüchern und Briefen beherbergen, was der Öffentlichkeit vorenthalten wurde, falls dergleichen nicht etwa längst beseitigt worden ist. Die vor fünfundzwanzig Jahren erschienene Burrell-Sammlung hat in dieser Hinsicht einiges ergänzt, vor allem bisher unbekannte Briefe Wagners an seine erste Gattin Minna.*

Die große sechsteilige, von Wahnfried als offiziell anerkannte Wagner-Biographie von Karl Friedrich Glasenapp behandelt den Gegenstand mit der Breite, Umständlichkeit und Pedanterie eines deutschen Professors, vereinigt jedoch damit eine Bereitwilligkeit, Tatsachen zu vertuschen, zu verdrehen oder zu beschönigen, wie man sie sonst nur in extremen Fällen des Byzantinismus, etwa bei einem Hofbiographen oder Hofhistoriker, finden mag. Die ebenfalls sehr umfangreiche vierbändige Biographie von Ernest Newman ist der dankenswerten Aufgabe nachgekommen, das Nötige richtigzustellen und Lücken auszufüllen, was ganz besonders unserer Kenntnis der Jahre in München, Triebtschen und Bayreuth zugute gekommen ist.

Wagner, ein Problem phantastischer Widersprüche als Charakter, ist es nicht minder als Künstler. Ein Urteil über ihn ist notwendigerweise schief, wenn es nicht auf dem tiefsten Verständnis für das gewaltige Format seiner Leistung beruht. Seine künstlerischen Defekte aber sind vielleicht erst heute, aus der Distanz eines Jahrhunderts, objektiv zu erfassen, nämlich auf dem Grunde eines Gesamtbildes und ohne Unterschätzung der positiven Leistung. Hier soll in knapper Form ein Versuch gemacht werden, den Künstler wie den Menschen mit seinen Problemen, seinen Widersprüchen, seinen Unbegreiflichkeiten so objektiv wie möglich darzustellen. Wagner war lange genug ein Gott für die einen, ein Gegenstand des Abscheus für die anderen. Es gibt triftige Gründe für beide Einstellungen; die Wahrheit aber ist tiefer und komplizierter als die einseitige Ansicht des oberflächlichen oder voreingenommenen Beschauers.

* Seit dies geschrieben wurde, sind die Tagebücher von Cosima Wagner veröffentlicht worden, die allerhand zu unserer Kenntnis der täglichen Ereignisse im Leben von Wagner und seiner Familie in diesen Jahren beigetragen haben.

DAS LEBEN EINES ABENTEURERS

Kindheit und Jugend

1813–1839

Es ist keine Blasphemie, Wagner einen Abenteurer zu nennen, wenn man darunter eine konstitutionelle Neigung zu phantastischen Entschlüssen versteht, zu Handlungen und Unterlassungen, deren Ergebnisse nicht vorauszusehen sind und die zu riskieren einen hemmungslosen Optimismus voraussetzt. Diese Eigenschaft hat Wagner sein Leben lang bewährt. Sie hat ihn immer wieder in die problematischsten Situationen geführt, in innere und äußere Konflikte, steckbriefliche Verfolgung und jahrelanges Exil, in erotische Verstrickungen, in Verschuldung und ständige Bedrohung durch das Schuldgefängnis – aber schließlich auch zu einem Triumph, einer Apotheose, wie sie niemals noch einem Künstler zuteil geworden ist.

Wilhelm Richard Wagner wurde am 22. Mai 1813 in Leipzig geboren, als Sohn des Polizeiaktuars Friedrich Wagner, der bald darauf starb. Die Witwe, Johanna Wagner, heiratete im August des folgenden Jahres den Schauspieler Ludwig Geyer, ein Mitglied des Leipziger Theaters, der ein intimer Freund der Wagnerfamilie gewesen war. Cäcilie, das erste Kind dieser zweiten Ehe, wurde sechs Monate später geboren. Wagner hat seinem Stiefvater, dessen Lieblingskind er gewesen zu sein scheint und der im Jahre 1821 starb, immer ein liebendes Andenken bewahrt. Glasenapp berichtet eine gelegentliche Bemerkung des Meisters, in dessen Arbeitszimmer in Bayreuth ein Porträt Geyers hing, über eine seltsame Ähnlichkeit zwischen diesem und seinem Söhnchen Siegfried, woraus hervorzugehen scheint, daß er selbst sich über seine Herkunft Gedanken gemacht hat, die nahezuliegen scheinen. Solche Vermutungen werden verstärkt durch einen Umstand, von dem Wagner kaum gewußt haben dürfte: aus zeitgenössischen

Meldeakten hat sich ergeben, daß Frau Johanna Wagner – ohne Zweifel mit dem zwei Monate alten Säugling – sich am 21. Juli 1813 in Teplitz befunden hat, im gleichen Gasthof wie Geyer, der damals mit der Leipziger Truppe dort gastierte. Daß sich das ein Vierteljahr vor der Völkerschlacht bei Leipzig zutrug, zur denkbar unruhigsten Zeit und unter schwierigen und nicht ungefährlichen Bedingungen, läßt diese Reise mehr als merkwürdig erscheinen. Von Vater Wagner wissen wir wenig. Geyer war ein Mann von vielseitiger künstlerischer Begabung, neben seiner Schauspielertätigkeit erfolgreich als dramatischer Autor und als Porträtmaler. Den sieben Wagner-Kindern ist er ein fürsorglicher Vater gewesen. Übrigens besteht für Nietzsches Vermutung, daß Geyer jüdischer Abkunft gewesen sei, keinerlei aktenmäßiger Beleg.

Die Familie übersiedelte schon im Jahre 1814 nach Dresden, wo Geyer ein Mitglied des Hoftheaters geworden war. Daß die Kinder in ständiger Berührung mit dem Theater aufwuchsen, war selbstverständlich; mehrere von Wagners Geschwistern wandten sich der Bühnenlaufbahn zu. Nach Geyers frühem Tode war Richards älteste Schwester Rosalie, Schauspielerin am Dresdener Hoftheater, die Hauptstütze der mittellos zurückgebliebenen Familie, die sonst auf die Hilfe von Verwandten und auf die bescheidenen Einnahmen angewiesen war, die durch Zimmervermieten zu erzielen waren. Das Aufwachsen ohne väterliche Autorität war für Richards frühe Entwicklung gewiß ungünstig. Nach seinem eigenen Bericht muß er ein schwer erziehbares Kind gewesen sein. Erst in Dresden, dann in Leipzig auf dem Gymnasium, immer mehr oder minder in Opposition gegen die Schuldisziplin, entwickelte der Junge eine Neigung zur Bühnenschriftstellerei, die natürliche Folge früher Theateranregungen, und versetzte als Fünfzehnjähriger seine Familie mit einem romantischen Schauerdrama, ›Leubold und Adelaide‹, in einigen Schrecken. Damals war auch bereits sein Interesse für Musik erwacht, weniger durch seine spärlichen Leistungen am Klavier als durch das Erlebnis Beethovenscher Symphonien und durch die Oper, wo vor allem ›Der Freischütz‹ einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn machte, zumal Weber, Hofkapellmeister in Dresden, mit der Geyer-Familie auf freundschaftlichem Fuß gestanden hatte. Immerhin war Wagner beinahe achtzehn, als er unter Aufsicht

des Thomaskantors Weinlig ernsthafte Harmonie- und Kontrapunktstudien begann, die nach seiner Aussage sehr gründlich und intensiv betrieben wurden und ihm eine einwandfreie Satztechnik vermittelten. Kompositionen aus diesen Jahren – eine Klaviersonate, einige Ouvertüren, eine Symphonie – zeigen gute Schule, aber sonst fast gar nichts. Wagner war kein Wunderkind. Und eine in seinem zwanzigsten Jahr begonnene Oper ›Die Feen‹ (nach Gozzis ›Die Frau als Schlange‹), die mit überall spürbaren Reminiszenzen an Beethoven, Weber und Marschner in den Bahnen der deutschen romantischen Oper wandelt, hält kaum weiter.

Ein Versuch, dieses Werk in Leipzig zur Annahme zu bringen, scheiterte. Aber indessen hatte der junge Musiker beim Theater in Würzburg, wo sein Bruder Albert als Tenorist wirkte, seine ersten praktischen Erfahrungen gemacht. Im Herbst 1834 ging er als Musikdirektor – Chordirektor und zweiter Kapellmeister – an das Theater in Magdeburg, wo er seine ersten Dirigentenerfolge erzielte, in der nächsten Spielzeit zum ersten Kapellmeister aufrückte und eine neue Oper ›Das Liebesverbot‹ (nach Shakespeares ›Maß für Maß‹) vollendete. Er brachte sie dort im März 1836 zu einer einzigen Aufführung, da das Theater wegen Zahlungsunfähigkeit unmittelbar darauf geschlossen wurde. Was er aus Magdeburg an bleibenden Folgen mitnahm, waren Schuldverpflichtungen, in die er vor allem durch ein selbstveranstaltetes Konzert mit kostspieligen Mitwirkenden geraten war, und die hübscheste, erfolgreichste Schauspielerin der Truppe, Minna Planer, zu der er in zärtliche Beziehungen getreten war und die er im November desselben Jahres in Königsberg, wo beide ein Engagement gefunden hatten, heiratete.

Minna war die erste wirkliche Leidenschaft des jungen Menschen. Er war der stürmisch werbende, sie der vorsichtig zurückhaltende Partner dieses unüberlegt geschlossenen Lebensbundes. Sie war um vier Jahre älter, lebenserfahrener und kühler, und bei aller Bewunderung für den genialischen jungen Künstler, der sie anbetete, fehlte ihr offenbar jedes Verständnis für die höheren, entlegeneren Ziele seines Ehrgeizes, zumal sie kaum wirklich musikalisch war und ihre eigene künstlerische Tätigkeit, die sie übrigens bald aufgab, ihr wohl auch nicht mehr bedeutet hatte als einen erträglichen Brot-

erwerb. War schon das Liebesverhältnis in Magdeburg eine Kette von leidenschaftlichen Episoden und Krisen, so war die Ehe von Anfang an nichts weniger als glücklich. Wagner war despotisch wie eine Primadonna und eifersüchtig wie ein Türke. Ein halbes Jahr nach ihrer Verheiratung floh Minna zu ihren Eltern nach Dresden, weil sie die Aufregungen des Lebens mit Wagner nicht ertragen konnte. Er ließ alles stehen und liegen und folgte ihr; nur nach langen Bemühungen, die sich durch den ganzen Sommer hinzogen, wurde das Zerwürfnis geschlichtet, das beinahe zu einer Scheidung geführt hätte.

In Königsberg waren die Verhältnisse am Theater auch nicht erfreulich gewesen; neue Schulden, die er dort gemacht hatte, bedeuteten eine Verlegenheit mehr, und so entschloß er sich, einem Ruf als Kapellmeister nach Riga zu folgen, wo unter der Direktion von Karl von Holtei, der später als Dichter und Schriftsteller einen gewissen Ruf erlangte, ein von der kultivierten deutsch-baltischen Bürgerschaft dieser russischen Stadt eifrig unterstütztes Theater gegründet worden war. Wagner gibt in seinen Lebenserinnerungen ein anschauliches Bild des Theaterwesens zur Zeit seiner Anfänge. Man kann es sich kaum primitiver vorstellen. Eine Bühne wie die in Magdeburg oder Königsberg stand unter der Leitung eines Direktors, der sie auf eigene Rechnung führte, allenfalls mit schmalen Zuschüssen aus der einen oder anderen Quelle. Es gab Schauspiel und Oper. Das Personal war von zweifelhafter Qualität und dürftig besoldet, Chor und Orchester jämmerlich, das Repertoire auf zugkräftige und in szenischer Hinsicht minder anspruchsvolle Werke beschränkt. Die erfolgreichen französischen und italienischen Opern – von Bellini, Donizetti, Auber, Hérold, Adam – bildeten den Kern des Opernspielplans. Das Hauptübel war offenbar die ungesicherte finanzielle Lage. »Mir wurde versichert«, schreibt Wagner über seinen Dienstantritt am Magdeburger Theater, »daß, wenn ich viel darauf hielte, meine Gage zu bekommen, ich diese nur durch Courmachen bei Mme Bethmann [der Gattin des Direktors] erreichen könne.« In Königsberg stand es nicht besser: gegen Ende der Spielzeit mußte die Direktion sich »an die aufopferungsvolle Mithilfe des Personals wenden, um das Bestehen der Theaterunternehmung zu sichern«. Kurz darauf kam es freilich zu der

oben erwähnten Flucht Minnas, und Wagner konnte sich seine »aufopferungsvolle Mithilfe« sparen.

In Riga scheinen die Zustände zunächst günstiger gewesen zu sein, da die Bürgerschaft einen ansehnlichen Unterstützungsfonds für das Theater zustande gebracht hatte. Wagner, nun schon ein erfahrener, das landläufige Repertoire beherrschender Opernkapellmeister, verfügte über ein leistungsfähigeres Personal und brachte gelegentlich Aufführungen zustande, die ihm Freude machten. Und er faßte nun, der provinziellen Theaterverhältnisse müde, den ausschweifenden Plan eines monumentalen Werks im Stil der französischen »Großen Oper«. Es war die Zeit der Sensationserfolge von Meyerbeers ›Robert der Teufel‹ und ›Die Hugenotten‹. In die Richtung des letzteren – des großen historischen Panoramas – schlägt Wagners ›Rienzi‹, dessen Text er nach dem gleichnamigen Roman von Bulwer-Lytton, der damals gerade erschienen war, rasch entwarf und ausführte. Im zweiten Winter seiner Tätigkeit in Riga (1838/39) entstand die Musik des ersten und zweiten Akts. Schon in Magdeburg hat er an den berühmtesten französischen Librettisten, Eugène Scribe, geschrieben und ihm eine gemeinsame Arbeit vorgeschlagen, worauf er freilich keine Antwort erhalten hatte. Nun schreibt er an den allmächtigen Meyerbeer, mit der Bitte um Empfehlung und Protektion. Der junge Wagner ist bereits ein Virtuose im Briefschreiben, und wenn er ein Ziel verfolgt, weiß er seinen Fall mit Überzeugungskraft zu vertreten. Hier, Meyerbeer gegenüber, trägt er ganz dick auf. Er erzählt von der einseitigen, ganz von Beethoven beeinflussten Richtung seiner frühen Anfänge. »Seitdem, und besonders seit ich in das eigentliche Leben und die Praxis trat, haben sich meine Ansichten über den gegenwärtigen Standpunkt der Musik, und zumal der dramatischen, bedeutend geändert, und soll ich es leugnen, daß gerade *Ihre* Werke es waren, die mir diese neue Richtung anzeigten? Es wäre hier jedenfalls sehr am unpassenden Orte, mich in ungeschickte Lobeserhebungen Ihres Genius auszulassen: nur soviel, daß ich in Ihnen die Aufgabe des Deutschen vollkommen gelöst sah, der sich die Vorzüge der italienischen und französischen Schule zum Muster nahm, um die Schöpfungen seines Genius universell zu machen.«

Der Gedanke an Paris läßt ihm keine Ruhe, an den Platz, wo

andere, wo Gluck, Spontini, Meyerbeer, Bellini weltberühmt geworden sind. In Riga hat er – anders kann er nun einmal nicht – neue Schulden gemacht. Nun werden die alten Gläubiger in Magdeburg und Königsberg ungeduldig und leiten gerichtliche Schritte ein. Und als sich herausstellt, daß sein mit dem Ende der Spielzeit ablaufender Vertrag nicht erneuert werden würde, entschließt er sich zur Flucht.

Auch dazu fehlen zunächst die Mittel, aber ein ergebener Freund aus Königsberg, der ihn gerade besucht, weiß Rat und Hilfe. So heimlich wie möglich wird alles Entbehrliche zu Geld gemacht, vor allem die in Königsberg auf Borg erworbene Wohnungseinrichtung. Daß weder Scribe noch Meyerbeer geantwortet haben, beunruhigt ihn nicht weiter: »Wogegen es mir genügte, mir sagen zu können, daß ich bereits mit Paris in Verbindung stehe. Wirklich hatte ich, als ich nun von Riga aus mein kühnes Unternehmen in Angriff nahm, einen gewissermaßen soliden Anknüpfungspunkt und schwebte im Betreff meiner Pariser Pläne nicht so eigentlich ganz und gar mehr in der Luft.«

Der Königsberger Freund, Abraham Möller, stellt seinen Reisewagen zur Verfügung, um über die russische Grenze zu einem ostpreußischen Hafen zu gelangen. »Die Überschreitung dieser Grenze mußte von unserer Seite ohne Pässe bewerkstelligt werden, da auf diese von seiten der auswärtigen Gläubiger Beschlagnahme gelegt war . . . Die Begierde, um jeden Preis meiner bisherigen Lage mich zu entziehen und möglichst schnell auf das große Feld zu gelangen, auf welchem ich mir rasche Befriedigung meiner ehrgeizigen Wünsche erwartete, verblendete mich gegen alle Widerwärtigkeiten, welche die Ausführung des nun beschlossenen Vorhabens begleiten mußten.«

Bei Nacht wird auf Schleichwegen die Grenze überschritten, unter ständiger Gefahr der Entdeckung und Arretierung durch patrouillierende Kosaken. Und dann gibt es noch eine tagelange Reise in beschwerlichen landesüblichen Fuhrwerken, im Bogen um Königsberg herum, wo man sich nicht zeigen darf, auf schlechten Straßen nach dem Hafendörfchen Pillau, um von dort mit einem Segelschiff nach London zu fahren. »Da der Kapitän uns ohne Paß aufzunehmen hatte, war endlich auch die Besteigung dieses Schiffes für uns wiederum von besonderer

Schwierigkeit. Wir mußten noch vor Tagesgrauen uns auf einem Boote heimlich durch die Hafengewache an Bord unseres Schiffes zu schleichen suchen: dort angelangt, und nachdem wir Robber [einen riesigen Neufundländer, von dem sich Wagner nicht trennen wollte] ebenfalls mit großer Mühe, ohne Aufsehen zu erregen, die steile Schiffswand hinaufgezogen hatten, mußten wir uns sofort in einem unteren Raum verbergen, um von den vor der Abfahrt das Schiff noch besuchenden Visitatoren nicht bemerkt zu werden. Endlich war der Anker gelichtet, und während wir allmählich das Land aus den Augen verloren, glaubten wir nun aufatmen und uns beruhigt fühlen zu dürfen.«

Die Notjahre
1839–1842

Mit der Flucht nach Paris, dem ersten ganz und gar phantastischen Streich des Abenteurers, beginnt eine neue Periode in Wagners Leben, eine leidensvolle Zeit, bedeutend vor allem dadurch, daß sein Genius damals zum ersten entscheidenden Durchbruch gelangte. Die Flucht selbst ist ein Modell ähnlicher Krisenhandlungen, die sich in seinem Leben mehrmals wiederholen sollten. Immer wieder ist die Ursache eine Verknüpfung innerer und äußerer Umstände, die schließlich zu einem unerträglichen Zustand führen, von dem sich zu befreien ihm kein Opfer zu groß, keine Gefahr zu drohend ist. Zunächst sind es jedesmal Schulden; da er unfähig ist, sich etwas zu versagen, das ihm gerade nötig oder wünschenswert scheint, borgt er unbedenklich, solange ihm jemand Kredit gibt. Und mit seinem brennenden Ehrgeiz, seinen hemmungslosen Träumen kann er sich niemals mit dem bescheiden, was erreichbar vor ihm liegt. Die sich daraus ergebenden Unlustgefühle und die in jeder praktischen Tätigkeit unvermeidlichen Reibungen mit der Außenwelt und ihren widerstreitenden Interessen, dazu die fatale Bedrohung durch Gerichtsvollzieher und Schuldhaft, führen schließlich zu dem Punkt, wo die Urteilskraft aufhört, sich lockenden Phantomen gegenüber zu behaupten. Der sanguinische Optimist greift nach Strohhalmen, ist bereit, ein Luftschloß für eine Realität anzusehen.

Eine Reise von Riga nach Paris war im Jahre 1839 eine Unternehmung, der gegenüber eine Reise um die Welt heute ein Kinderspiel ist. »Wir waren an Bord eines Kaufmannschiffes von kleinster Gattung: es hieß ›Thetis‹, hatte das Brustbild der Nymphe an der Puppe aufgesteckt und war, den Kapitän eingerechnet, von sieben Männern bedient. Man war der Meinung, bei gutem Wetter, wie es im Sommer zu erwarten stand, die Fahrt nach London in acht Tagen zu bestehen. Schon auf der Ostsee waren wir durch anhaltende Windstille jedoch lange zurückgehalten. . . . Nach siebentägiger Fahrt gelangten wir erst nach Kopenhagen, wo wir, ohne das Schiff zu verlassen, die Gelegenheit wahrnahmen, unsere sehr spärliche Schiffskost durch Einnahme verschiedener Nahrungsmittel und Getränke erträglicher zu machen. . . . Und wir segelten nun hoffnungsvoll durch das Kattegat dem Skagerrak zu, als der anfänglich nur ungünstige Wind, der uns zu mühseligem Lavieren genötigt hatte, am zweiten Tag dieser neuen Fahrt in einen heftigen Sturm umschlug. Volle 24 Stunden hatten wir unter für uns ganz neuen Leiden gegen ihn zu kämpfen. In die jämmerliche Kajüte des Kapitäns eingepfercht, ohne eigentliches Lager für einen von uns beiden, waren wir der Seekrankheit und allen Ängsten preisgegeben. . . . Endlich, am 27. Juli, sah der Kapitän bei heftig stürmendem Westwind sich gezwungen, einen Hafen der norwegischen Küste aufzusuchen. Mit tröstlichem Gefühle gewahrte ich das weithin sich dehnende felsige Ufer, dem wir mit großer Schnelligkeit zugetrieben wurden, und nachdem nun ein norwegischer Lotse, der auf einem kleinen Boot uns entgegengekommen war, mit kundiger Hand das Steuer der ›Thetis‹ übernommen hatte, erlebte ich bald einen der wunderbarsten und schönsten Eindrücke meines Lebens. Was ich für eine zusammenhängende Uferfelsenkette gehalten hatte, zeigte sich bei unserer Annäherung zunächst als eine Reihe einzelner, aus der See hervorragender Felsenkegel; an ihnen vorbeigesegelt, erkannten wir, daß wir nicht nur vor uns, wie zur Seite, sondern auch im Rücken von diesen Riffen umgeben waren, welche sich hinter uns wieder so dicht sammelnd drängten, daß sie eine einzige Felsenkette zu bilden schienen. Zugleich brach an diesen rückwärts gelegenen Felsen der Sturmwind sich derart, daß, je weiter wir mit der Fahrt durch dieses stets wechselnde Labyrinth von Felsenkegeln

vordrangen, die See immer ruhiger wurde und endlich, bei der Einfahrt in einer jener langen Wasserstraßen durch ein riesiges Felstal, als welches ein norwegischer Fjord sich mir darstellte, völlig glatt und ruhig das Schiff dahinfuhr. Ein unsägliches Wohlgefühl erfaßte mich, als das Echo der ungeheuren Granitwände den Schiffsruf der Mannschaft zurückgab, unter welchem diese den Anker warf und die Segel aufhißte. Der kurze Rhythmus dieses Rufes haftete in mir wie eine tröstende Vorbedeutung und gestaltete sich zu dem Thema des Matrosenlieds in meinem »Fliegenden Holländer«, dessen Idee ich damals schon in mir herumtrug und die nun unter den soeben gewonnenen Eindrücken eine bestimmte poetisch-musikalische Farbe gewann.«

Nach zwei Ruhetagen wurde die Fahrt fortgesetzt, einer Havarie halber noch einmal unterbrochen, dann wieder aufgenommen. »Nach vier Tagen stellte sich Nordwind ein, welcher uns in günstiger Richtung mit ungemeiner Schnelle vorwärts trieb. Schon glaubten wir die Reise bald überstanden zu haben, als am 6. August abends die günstige Windrichtung umschlug und zugleich der Sturm mit unerhörter Heftigkeit zunahm. Nicht die furchtbare Gewalt, mit welcher das Schiff auf und ab geschleudert wurde und gänzlich richtungslos dem bald als tiefster Abgrund, bald als steile Berghöhe sich darstellenden Meeresungetüm preisgegeben war, erweckte in mir das Todesgrauen, sondern was mich mit dem Gefühl der verhängnisvollen Entscheidung erfüllte, war die Mutlosigkeit der Mannschaft, unter welcher ich verzweiflungsvoll boshafte Blicke wahrnahm, mit denen wir von ihnen abergläubischerweise als die Ursache des drohenden Seeunglücks bezeichnet zu werden schienen. Nicht unterrichtet von der so geringfügigen Veranlassung zur Verheimlichung unserer Reise, mochte den Leuten der Gedanke beikommen, daß es mit unserer Nötigung zur Flucht eine bedenkliche, gar wohl verbrecherische Bewandnis haben möge. Selbst der Kapitän schien es in der äußersten Drangsal bereuen zu wollen, uns an Bord genommen zu haben, da wir ihm, der so oft diese Fahrt – namentlich im Sommer – in kurzer Zeit und ohne alle Beschwerde zurückgelegt hatte, für diesmal offenbar Unglück gebracht hätten.« Durch tagelange Stürme kämpfte sich das Schiff endlich zur Themsemündung durch, wo es am 12. August einlief. Dreieinhalb Wochen hatte

die Seereise in Anspruch genommen. Die knappe Reisekasse von 100 Dukaten, das Ergebnis des Ausverkaufs in Riga, bereits angegriffen durch die Ausgaben unterwegs, schmolz auf einem zur Erholung nötigen Aufenthalt in London weiter zusammen. Als die Reisenden am 20. August in Boulogne anlangten, war es »nicht ohne eine gewisse Bangigkeit vor der ahnungsvoll vorausgefühlten Enttäuschung«.

Es war jedoch eine angenehme Überraschung, zu erfahren, daß Meyerbeer, der ungefragt ernannte Schutzpatron der Unternehmung, sich eben in Boulogne aufhielt. Wagner machte sich diesen glücklichen Umstand gleich für einen Antrittsbesuch zunutze. Der berühmte Meister nahm den jungen Landsmann freundlich auf und zeigte durchaus Interesse für die ›Rienzi‹-Partitur, von der Wagner ihm zwei Akte vorlegen konnte; die übrigen drei waren noch nicht geschrieben. Um das Ende einer langen, kläglichen Geschichte vorwegzunehmen: Meyerbeer war der einzige, der für den jungen in der Fremde gestrandeten Musiker etwas Zweckmäßiges getan und ihm bei den ersten, schwierigsten Schritten seiner Karriere tatkräftig geholfen hat.

Zunächst gab er ihm Empfehlungen an den Direktor der Großen Oper und an Habeneck, den leitenden Dirigenten. Paris, wo die Reisenden Mitte September eintrafen, schien ihnen eng, schmutzig und deprimierend. Wagners dort lebender Schwager in spe Avenarius – er war eben daran, seine jüngste Schwester Cäcilie zu heiraten – hatte für ein bescheidenes Quartier gesorgt, scheint aber bald dem ewig geldbedürftigen Verwandten einigermaßen skeptisch und mit zugeknöpften Taschen gegenübergestanden zu haben. Die Notabilitäten, an die Wagner empfohlen war, zogen sich mit verbindlichen Redensarten aus der Affäre. Das einzige praktische Resultat war, daß Habeneck ihn zu den Proben des vortrefflichen Conservatoire-Orchesters einlud, wo er Beethovensche Symphonien, darunter auch die Neunte, in vortrefflicher Wiedergabe hören konnte und wo es zu einer Leseprobe seiner ›Columbus‹-Ouvertüre kam, die er in Magdeburg zur Aufführung eines Stückes seines Leipziger Jugendfreundes Theodor Apel geschrieben hatte. Ein anderes Resultat einer Meyerbeerschen Empfehlung war die Annahme des ›Liebesverbots‹ am »Théâtre de la Renaissance«, die allerdings vielleicht nicht ganz